

Edgar Allan Poe (1809 bis 1849)

Gedichte / Poems – zweisprachige Ausgabe (Übersetzung: Hans Wollschläger, Arno Schmidt)

Der Rabe

Einst, um eine Mittnacht graulich, da ich trübe sann und traulich
Müde über manchem alten Folio lang vergess'ner Lehr' –
Da der Schlaf schon kam gekrochen, scholl auf einmal leis ein Pochen,
Gleichwie wenn ein Fingerknochen pochte, von der Türe her.
"s ist Besuch wohl", murrte ich, "was da pocht so knöchern zu mir her –

Das allein – nichts weiter mehr.

Ah, ich kann's genau bestimmen: im Dezember war's, dem grimmen,
Und der Kohlen matt Verglimmen schuf ein Geisterlicht so leer.
Brünstig wünscht' ich mir den Morgen; – hatt' umsonst versucht zu borgen
Von den Büchern Trost dem Sorgen, ob Lenor' wohl selig wär' –
Ob Lenor', die ich verloren, bei den Engeln selig wär' –

Bei den Engeln – *hier* nicht mehr.

Und das seidig triste Drängen in den purpurnen Behängen
Füllt', durchwühlt' mich mit Beengen, wie ich's nie gefühlt vorher;
Also dass ich den wie tollen Herzessschlag musst' wiederholen:
"s ist Besuch nur, der ohn' Grollen mahnt, dass Einlass er begehrt' –
Nur ein später Gast, der friedlich mahnt, dass Einlass er begehrt':

Ja, nur das – nichts weiter mehr."

Augenblicklich schwand mein Bangen, und so sprach ich unbefangen:
"Gleich, mein Herr – gleich, meine Dame – um Vergebung bitt' ich sehr;
Just ein Nickerchen ich machte, und Ihr Klopfen klang so sachte,
Dass ich kaum davon erwachte, sachte von der Türe her –
Doch nun tretet ein!" – und damit riss weit auf die Tür ich – leer!

Dunkel dort – nichts weiter mehr.

Tief ins Dunkel späht' ich lange, zweifelnd, wieder seltsam bange,
Träume träumend, wie kein sterblich Hirn sie träumte je vorher;
Doch die Stille gab kein Zeichen; nur ein Wort ließ hin sie streichen
Durch die Nacht, das mich erbleichen ließ: das Wort "Lenor'?" so schwer –
Selber sprach ich's, und ein Echo murmelte's zurück so schwer:

Nur "Lenor'!" – nichts weiter mehr.

Da ich nun zurück mich wandte und mein Herz wie Feuer brannte,
Hört' ich abermals ein Pochen, etwas lauter denn vorher.
"Ah, gewiss", so sprach ich bitter, "liegt's an meinem Fenstergitter;
Schaden tat ihm das Gewitter jüngst – ja, so ich's mir erklär';
Schweig denn still, mein Herze, lass mich nachsehn, dass ich's mir erklär':

's ist der Wind – nichts weiter mehr!"

Auf warf ich das Fenstergatter, als herein mit viel Geflatter
Schritt ein stattlich stolzer Rabe wie aus Sagenzeiten her;
Grüßen lag ihm nicht im Sinne; keinen Blick lang hielt er inne;
Mit hochherrschaftlicher Miene flog empor zur Türe er –
Setzt' sich auf die Pallas-Büste überm Türgesims dort – er

Flog und saß – nichts weiter mehr.

Doch dies ebenholzne Wesen ließ mein Bangen rasch genesen,
Ließ mich lächeln ob der Miene, die es macht' so ernst und hehr:
"Ward dir auch kein Kamm zur Gabe", sprach ich, "so doch stolz Gehabe,
Grauslich grimmer alter Rabe, Wanderer aus nächtger Sphär' –
Sag, Welch hohen Namen gab man dir in Plutos nächtger Sphär'?"

Sprach der Rabe, "Nimmermehr."

Stauend hört' dies rauhe Klingen ich dem Schnabel sich entringen,
Ob die Antwort schon nicht eben sinnvoll und bedeutungsschwer;
Denn wir dürfen wohl gestehen, dass es keinem noch geschehen,
Solch ein Tier bei sich zu sehen, das vom Türgesimse her –
Das von einer Marmor-Büste überm Türgesimse her

Sprach, es heiße "Nimmermehr."

Doch der droben einsam ragte und dies eine Wort nur sagte,
Gleich als schütte seine Seele aus in diesem Worte er,
Keine Silbe sonst entriss sich seinem düstren Innern, bis ich
Seufzte: "Mancher Freund verließ mich früher schon ohn' Wiederkehr –
Morgen wird er mich verlassen, wie mein Glück - ohn' Wiederkehr."

Doch da sprach er, "Nimmermehr!"

Einen Augenblick erblassend ob der Antwort, die so passend,
Sagt' ich, "Fraglos ist dies alles, was das Tier gelernt bisher:
's war bei einem Herrn in Pflege, den so tief des Schicksals Schläge
Trafen, dass all seine Wege schloss dies eine Wort so schwer –
Dass' all seiner Hoffnung Lieder als Refrain beschloss so schwer

Dies "Nimmer – nimmermehr."

Doch was Trübes ich auch dachte, dieses Tier mich lächeln machte,
Immer noch, und also rollt' ich stracks mir einen Sessel her
Und ließ die Gedanken fliehen, reihte wilde Theorien,
Phantasie an Phantasien: wie's wohl zu verstehen wär' –
Wie dies grimme, ominöse Wesen zu verstehen wär',

Wenn es krächzte "Nimmermehr."

Dieses zu erraten, saß ich wortlos vor dem Tier, doch fraß sich
Mir sein Blick ins tiefste Innre nun, als ob er Feuer wär';
Brütend über Ungewissem legt' ich, hin und her gerissen,
Meinen Kopf aufs samtne Kissen, das *ihr* Haupt einst drückte hehr –
Auf das violette Kissen, das *ihr* Haupt einst drückte hehr,

Doch nun, ach! drückt nimmermehr!

Da auf einmal füllten Däfte, dünkt' mich, weihrauchgleich die Lüfte,
Und seraphner Schritte Klingen drang vom Estrich zu mir her.
"Ärmster", rief ich, "sieh, Gott sendet seine Engel dir und spendet
Nepenthes, worinnen endet nun Lenor's Gedächtnis schwer;
Trink das freundliche Vergessen, das bald tilgt, was in dir schwer!"

Sprach der Rabe, "Nimmermehr."

"Ah, du prophezeist ohn' Zweifel, Höllenbrut! Ob Tier, ob Teufel –
Ob dich der Versucher sandte, ob ein Sturm dich ließ hierher,
Trostlos, doch ganz ohne Bangen, in dies öde Land gelangen,

In dies Haus, von Graun umfangen, – sag's mir ehrlich, bitt' dich sehr –
Gibt es – gibt's in Gilead Balsam?- sag's mir – sag mir, bitt' dich sehr!"

Sprach der Rabe, "Nimmermehr."

"Ah! dann nimm den letzten Zweifel, Höllenbrut – ob Tier, ob Teufel!
Bei dem Himmel, der hoch über uns sich wölbt – bei Gottes Ehr' –
Künd mir: wird es denn geschehen, dass ich einst in Edens Höhen
Darf ein Mädchen wiedersehen, selig in der Engel Heer –
Darf Lenor', die ich verloren, sehen in der Engel Heer?"

Sprach der Rabe, "Nimmermehr."

"Sei denn dies dein Abschiedszeichen", schrie ich, "Unhold ohnegleichen!
Hebe dich hinweg und kehre stracks zurück in Plutos Sphär!
Keiner einz'gen Feder Schwärze bleibe hier, dem finstern Scherze
Zeugnis! Lass mit meinem Schmerze mich allein! – hinweg dich scher!
Friss nicht länger mir am Leben! Pack dich! Fort! Hinweg dich scher!"

Sprach der Rabe, "Nimmermehr."

Und der Rabe rührt' sich nimmer, sitzt noch immer, sitzt *noch immer*
Auf der bleichen Pallas-Büste überm Türsims wie vorher;
Und in seinen Augenhöhlen eines Dämons Träume schwelen,
Und das Licht wirft seinen scheelen Schatten auf den Estrich schwer;
Und es hebt sich aus dem Schatten auf dem Estrich dumpf und schwer

Meine Seele – nimmermehr.

Die Glocken

I.

Wie das Schlittenglöckchen schellt –
Silbern schellt!
Welche Welt von Heiterkeit sein Stimmchen doch enthält!
Wie es klingelt, klingelt, klingelt
In der Eisesluft der Nacht!
Wo, vom Sternenreihn umringelt,
Nun der Himmel, lichtumzingelt,
In kristallinen Lüsten lacht;
Strikt im Takt, Takt, Takt
Lacht, vom Runenreim gepackt,
Zu der Klingklangklingelei er, die so musikalisch wellt
Von dem Glöckchen, das da schellt, schellt,
Schellt, schellt, schellt –
Zu dem schimmernden Geflimmer, das da schellt!

II.

Wie das Hochzeitsläuten wellt –
Golden wellt!
Welche Fülle Glück doch seine Harmonie enthält!
In der Balsamsluft der Nacht
Welch Entzücken es entfacht! –
Seines güldnen Schmelzen Geist
So wohlbetont,
Wie als lieblich Lied umkreist
Er die Turteltaube, deren Augen dreist
Starr zum Mond!
Oh, aus jenes Tönens Zellen,
Welchen Wohlklanges Ströme doch daraus gewaltig quellen!
Wie er schnell,

Sich gesellt
Zu der Zukunft – und erzählt
Von der Wonne, die geschwellt
All das Schwingen und das Klingen,
Das da wellt, wellt, wellt –
Das da wellt, wellt, wellt, wellt,
Wellt, wellt, wellt –
All das weite Klangbreite, das da wellt!

III.

Wie die Feuerglocke gellt –
Ehern gellt!
Welche Schreckensmär jetzt ihre Turbulenz vermeld't!
Ins verstörte Ohr der Nacht,
Wie sie Grauen hat gebracht!
Nicht mehr sprechen kann sie, nein,
Kann allein noch schreien, schrein,
Missgetont,
Und so schreit sie um Erbarmen lärmend an das wirre Feuer,
Schreit in irrem Lamentieren an das brausend taube Feuer,
Das emporspringt am Gemäuer,
Höher, höher, ungeheuer
Hoch, in desperatem Ringen
Jetzt sich oder nie zu schwingen
Auf zum bleichgesicht'gen Mond.
Oh, wie diese Glocke gellt!
Welche Mär ihr Schrecken meld't,
Wieviel Schmerz!
Wie es scheppert, schallt und brüllt,
Wie mit Schauderlaut erfüllt
Zuckend aller Lüfte Busen dieses Erz!
Doch das Ohr vernimmt auch gut
Aus dem Hallen
Und dem Schallen
Der Gefahren Ebbe, Flut;
Doch dem Ohr wird deutlich kund
Aus dem Rasseln
Und dem Prasseln
Der Gefahren Schwelln und Schwund,
Aus dem Schwinden oder Schwellen jener Kunde, die da gellt –
Die da gellt –
Die da gellt, gellt, gellt, gellt,
Gellt, gellt, gellt –
Aus dem bösen Tongetöse, das da gellt!

IV.

Wie die Stundenglocke schallt –
Eisern schallt!
Welche Welt von Ernst in ihrer Monodie sich ballt!
In der stillen Mitternacht,
Wie da Schreckensangst erwacht
Bei dem melancholisch drohenden Getön!
Denn ein jeder Klang, der bricht
Aus dem rostigen Gesicht,
Ist Gestöhn.
Und den Wesen, den blassen, grausen,
Die dort einsam im Turme hausen,
In den Höhn,
Und die grollen lassen, tollern,
Jenes Mono-Tons Gedröhn,
Ist's Triumph, den Stein zu rollen
Auf des Menschenherzens Flehn –

Doch nicht Mann ist's und nicht Weib,
Hat nicht Tier-, nicht Menschenleib,
Was da tollt: –
Ghule sind's, ihr König grollt –
Und er rollt, rollt, rollt,
Rollt
Päane von Gewalt –
Bis im Busen widerhallt
Der Päane Trumpfgewalt –
Und er tanzt ohn' Rast und Halt
Mit im Takt, Takt, Takt,
Tanzt, vom Runenreim gepackt,
Zum Pään, der eisern schallt,
Eisern schallt: –
Tanzt im Takt, Takt, Takt
Mit, vom Runenreim gepackt,
Im Gedröhne, das da schallt –
Das da schallt, schallt, schallt –
Im Gestöhne, das da schallt –
Mit im Takt, Takt, Takt,
Tanzt er, in den Schall verkrallt,
Froh, vom Runenreim gepackt,
Zu dem Rollen, das da hallt –
Das da hallt, hallt, hallt!
Das da hallt, hallt, hallt:
Zu dem Tollen, das da schallt –
Das da schallt, schallt, schallt, schallt,
Schallt, schallt, schallt –
Zu der Glocken Weh-Frohlocken, das da schallt.

Eldorado

In schimmernder Wehr
Ein Ritter hehr
Durch Sonne und Schatten tät wallen –
Er suchte kühn,
Es zog ihn hin
Nach Eldorados Hallen.

Doch ward er alt,
Und ein Schatten kalt
Wollt' ihm aufs Herze fallen –
Da nirgends fand,
In keinem Land,
Er Eldorados Hallen.

Und als seine Kraft
Am Ende erschlaft',
Da sah einen Schatten er wallen –
„Wo find' ich, sag an,
Du Pilgersmann,
Wohl Eldorados Hallen?“

„Hinter dem Mond,
Wo die Stille wohnt,
Im Tal, da die Schatten wallen –
Dort findest du
Wohl Rast und Ruh
In Eldorados Hallen!“

Abendstern

's war Hoch-Zeit im Sommer
Und Mitt-Zeit der Nacht;
Und fahl schienen Sterne
Durch die eisige Pracht,
Die Luna sich schuf,
Von Sklaven umzogen,
Sie selbst in den Himmeln,
Ihr Strahl auf den Wogen.
Lang starrte ich nicht
In ihr kaltes Gesicht;
Zu kalt – zu kalt war es mir.
Da tratst du hervor
Hinterm Wolkenflor,
Und ich wandte mich ab zu dir,
Stolzer Abendstern, –
Deine Glorie fern
Sei mir die teurere Zier;
Denn dem Herzen Heil
Ist der stolze Teil,
Den am Himmel du hast zur Nacht,
Und besser mir tut
Deine ferne Glut
Als die kalte, gewöhnliche Pracht.

Ulalume

(Eine Ballade)

Der Himmel war grau im Oktober,
Das Laub eine mürbe Zier –
Das Laub eine dorrende Zier:
Es war einsame Nacht im Oktober
Eines Jahres, unerinnerlich mir:
Es war nah bei den Seen von Auber,
In den Nebelgefilden von Weir –
Bei den nasskalten Mooren von Auber,
Den gespenstischen Wäldern von Weir.

Hier streift' durch Zypressen-Alleen
Mit meiner Seele ich wohl –
Dereinst, mit Psyche ich wohl.
Da lag mir das Herze in Wehen,
Verschlackter Flüsse so voll,
Vulkanischer Lavas so voll,
Wie erstickend sie niedergehen
Am Yaanek-Berge, am Pol –
Wie stöhnend sie niedergehen
In den Reichen am Nördlichen Pol.

Ernst sprachen wir, kühl, im Oktober,
Doch dachten wir lahm und wirr –
Entsannen uns welk nur und wirr;
Denn wir wussten nicht, dass es Oktober
War – nicht, welche Nacht des Oktober
(Ah, Nacht aller Nächte schier!) –
Wir bemerkten die Seen nicht von Auber
(Obschon wir einst wanderten hier) –
Nicht die nasskalten Moore von Auber,
Die gespenstischen Wälder von Weir.

Und nun, da die Nacht vergreiste,
Die Sterne im Morgen gefroren –
Im dämmernden Morgen gefroren –
Geschah's, dass die Nebelwand kreite,
Und ein schmelzender Glanz ward geboren,
Aus dem eine Mondsichel gleite
Gar herrlich mit zwiefachem Horn –
Astartes Zeichen ergleite
Demanten mit zwiefachem Horn.

Und ich sagte: „Aus wärmeren Reichen
Kommt sie, von Seufzern umzirpt.
Von sternenen Seufzern umzirpt.
Sie sah den Schmerz auf dem bleichen
Gesicht, da der Wurm nimmer stirbt,
Und kommt nun und gibt uns ein Zeichen,
Wie den Weg man zum Himmel erwirbt –
Zum lethischen Frieden erwirbt –
Und das Sternbild des Löwen muss weichen
Dem Glanze, der nun uns umwirbt –
Mit leuchtendem Aug', muss weichen
Der Liebe, die nun uns umwirbt.“

Doch Psyche ließ angstvoll erklingen
Die Warnung: „Gar seltsam sie naht –
Gar so blässlich und fahl sie uns naht:
Ah, eile! – ah, lass uns entspringen!
Ah, flieh! – lass uns fliehn ihren Pfad!“
Voller Grauen sprach sie's, die Schwingen
Zur Erde senkend so matt –
Voller Qual ließ sie hängen die Schwingen
Hinab in den Staub so matt –
In den Staub so kummervoll matt.

Und ich sprach: „Nur Träume dich schrecken:
Lass uns folgen der flimmernden Pracht –
Der flackernd kristallinen Pracht!
Ihr sibyllischer Glanz will erwecken
Ein neues Hoffen der Nacht: –
Sieh! – wie er flammt durch die Nacht!
Lass uns trau'n seinen strahlenden Zwecken,
Deren Licht nun über uns wacht –
Lass uns trauen den schimmernden Zwecken
Des Sterns, der uns führt durch die Nacht –
Hoch flammend hinauf durch die Nacht!“

So sprach ich zu Psyche, der lieben,
Und tröstet' den Kummer ihr stumm –
Und besiegte die Zweifel ihr stumm;
Doch da ragte auf einmal im trüben
Gefild uns ein Heiligtum –
Wie ein Grabmal ein Heiligtum;
Und ich fragte: „Was stehet geschrieben
Uns dort an dem Heiligtum?“
Sie sprach: „Ulalume – Ulalume! –
's ist die Gruft deiner Braut Ulalume!“

Da ward aschen mein Herz im Oktober
Wie des Laubes so mürbe Zier –
Wie des Laubes verdorrnde Zier;
Und ich schrie: „Es war sicher Oktober,
Diese Nacht im letzten Oktober,

Dass ich wanderte – wanderte hier! –
Mit so furchtbarer Bürde hier –
Diese Nacht aller Nächte schier, –
Ah, welch Dämon narrete mich hier?
Wohl erkenn' ich die Seen nun von Auber,
Die Nebelgefilde von Weir –
Kenn' die nasskalten Moore von Auber,
Die gespenstischen Wälder von Weir!“

Da sagten wir dann – und spähten
Hinauf: „Ah, schuf uns ein Ghul
Vielleicht – ein barmherziger Ghul –
Dass nicht weiter wir sollten betreten
Sein Land so geheimnisvoll –
So düsterer Geheimnisse voll –
Dieses Geisterbild eines Planeten
Aus der Seelen Höllenpfuhl –
Diesen sündhaft verwirrenden Planeten
Aus der Mondseelen Fegfeuerpfuhl?“

Annabel Lee

Es war vor so manchem und manchem Jahr
In dem Seereich, nicht weit von hie,
Dass ein Mädchen dort lebte, wunderbar,
Mit Namen Annabel Lee; –
Und dies Mädchen, es lebte dem einzigen Sinn,
Mich zu lieben, wie ich liebte sie.

Sie war ein Kind und *ich* war ein Kind
In dem Seereich, nicht weit von hie,
Doch uns einst einte, was mehr noch als Liebe war, –
Mich und lieb Annabel Lee –
Und so blickten am Ende die Seraphim selber
Begehrlich auf mich und sie.

Und dies war der Grund, dass vor langer Zeit
In dem Seereich, nicht weit von hie,
Ein Windschauer gellte aus Wolken bei Nacht
Und traf meine Annabel Lee;
So dass die erlauchte Verwandtschaft kam
Und trug hinweg mir sie,
Zu schließen sie tief in ein Grabgemach
In dem Seereich, nicht weit von hie.

Die Engel, nicht halb so glücklich im Himmel,
Warn neidisch auf mich und sie: –
Ja! das war der Grund (wie ein jeder weiß
In dem Seereich, nicht weit von hie),
Dass bei Nacht aus den Wolken der Windschauer gellend
Entseelt' meine Annabel Lee.

Unsre Liebe aber war stärker noch
Als die Liebe der Älteren, die
Viel weiser immer denn ich und sie, –
Und nimmer solln Engel im Himmel hoch
Noch Dämonen darunten hie
Abtrennen können mein Seel' von der Seel'
Meiner lieblichen Annabel Lee.

Denn der Mond mir nicht blinkt, ohn' dass Träume er bringt

Von der lieblichen Annabel Lee;
In den Sternen gewahr ich die Augen klar
Meiner lieblichen Annabel Lee;
Und so lieg alle Nachtzeit ich wachend zur Seit'
Meiner Lieb, der ich lebte, die einst ich gefreit,
In dem Grabe, nicht weit von hie –
In der Gruft, nicht weit von hie.

Israfel

*„Und der Engel Israfel,
dess' Herzfasern eine Laute sind
und der da hat die süßeste Stimme
von allen Kreaturen Gottes.“*

– Koran –

Im Himmel, da weilet ein Geist ohn' Fehl,
„dess' Herz einer Laute gleicht“;
keiner singt so wilde hell
wie der Engel Israfel,
und die wirbelnden Sterne, wie auf Befehl,
verstummen und lauschen dem Zauberquell
seiner Stimme, unerreicht.

Schwankend voll Glut,
wo er hohe thront,
errötet der Mond
vor Liebe und ruht,
derweil des roten Blitzes Strahl
(mit den Pleiaden allzumal,
die sieben an Zahl)
am Himmel wird fahl.

Und sie sagen (die Sterne teuer
und die andern lauschenden Dinge),
dass Israfelis Feuer
entströmte jener Leier,
daran zitternd lebendigen Schleier
jener Saiten und ihrem Geschwinge.

Doch die Himmel, die jener verwirrt
und zu tiefen Gedanken bezwungen,
wo erwachsen Gott Liebe regiert,
wo die Huri blickt, sind fern
und nah von der Schönheit durchdrungen,
die wir ehren an einem Stern.

Drum folgest zu recht du dem Drang,
Israfeli, geringe zu achten,
den nicht Leidenschaft schuf, den Gesang;
dir gebührt der Weisesten Rang,
nach welchem die Barden trachten!
Heiter lebe und lang!

Dort droben die Ekstasen,
sie passen zur brennenden Flut
deiner Rhythmen – dein Lieben und Hassen
ent-spricht deiner Laute Glut –
Wohl mögen die Sterne da blassen!

Ja, der Himmel ist dein; doch hier

umfängt uns Süß und Sauer;
unser Glück ist nicht von Dauer,
und der Schatten noch deiner vollkommenen Zier
ist Sonnenschein unserer Trauer.

Weilt' *ich* an dem Quell,
wo Israfel
geweilt, und wäre er hie,
er sänge vielleicht nicht so wilde hell
eine sterbliche Melodie,
indessen mein Herz wohl ein Lied ohn' Fehl
sich erschüfe, und kühner als sie.

Ein Traum in einem Traum

Auf die Stirn dir diesen Kuss!
und da ich nun scheiden muss,
sag' dies ich nur zum Schluss:
Ganz recht hat eure Klage,
dass ein Traum warn meine Tage;
doch ob nun die Hoffnung floh
bei Tag, bei Nacht, ob irgendwo
in Schlafgesichtern, müdem Sinnen,
ist sie darum *nicht* von hinnen?
Was wir scheinen und schaun im Raum,
ist nur ein Traum in einem Traum.

Im Brandungsbrüllen steh'
ich an küstenquälender See,
und ich halte in der Hand
Körner vom goldenen Sand –
wie wenige! doch sie rinnen
durch die Finger mir von hinnen,
und ich weine – wie von Sinnen!
Kann ich nicht dichter falten
die Hände, sie zu halten?
O Gott! wie rette ich schier
nur *eine* vor der Welle Gier?
Ist, was wir scheinen und schaun im Raum,
nur ein Traum in einem Traum?

Das Geisterschloss

In dem grünsten unserer Täler,
guter Engel stete Rast,
hob sein Haupt – schön, ohne Fehler –
einst ein stattlicher Palast.
Wo Fürst Geist befiehlt den Dingen,
ragte er!
Nie noch schirmten Seraphs Schwingen
ein Gebild? nur halb so hehr.

Stolze Banner wogten golden,
fluteten vom Dache frei;
(dies – all dies – war in der holden
Zeit, lang vorbei).
Da kosten Melodien helle
die süße Luft,
die längs des Federschmucks der Wälle
hinauszog, ein beschwingter Duft.

Wandrer sahn vom Pfad im Haine,
durch zwei Fenster, dort im Saal
Geister musisch gehn, wie eine
Laute klingend es befahl;
rund um einen Thron, wo prächtig
(porphyrogen!)
geschmückt nach seinem Range mächtig,
der Herr des Reiches war zu sehn.

Von Perlen und Rubinen glutend
war des Palastes Tor,
und stets kam flutend, flutend, flutend
daraus ein Schimmerchor
von Echos, deren süße Pflichten,
in Näh? und Fern
mit Zauberstimmen zu berichten
von Witz und Weisheit ihres Herrn.

Doch schlimm Gezücht, Gewandt wie Sorgen,
befiel den hohen Fürsten dann –
(Ach, lasst uns klagen; denn kein Morgen
bricht dem Verzweifelten mehr an!).
Das hohe Haus, die goldnen Tage,
das Blütenrot,
sind nur noch trüb-verschollne Sage,
die Zeit ist lang schon tot.

Und wer nun reist auf jenen Wegen,
sieht durch der Fenster rot Geglüh
Gebilde sich fantastisch regen
zu einer schrillen Melodie;
und durch das fahle Tor stürzt schwellend
ein Spukhauf her,
auf und davon – sie lachten gellend –
doch lächeln nimmermehr.

Die Stadt im Meer

Sieh! einen Thron sich errichtet hat
der Tod in einer gar seltsamen Stadt;
im düsteren Westen man einsam sie find't,
wo die Guten und Bösen, Mann, Weib und Kind,
zur ewigen Ruhe gegangen sind.
Nicht ähnelt der Tempel und Türme Pracht
(die nimmer wankt, ob schon Zeit sie zerfressen)
nur irgend den Bauten, so Menschen vollbracht.
Rundum, von den jagenden Winden vergessen,
ergeben unter dem Himmel, ruht
der schwermutsvollen Wasser Flut.

Kein Strahl aus heiligen Höhn fällt sacht
auf jener Stätte so lange Nacht;
doch tief aus der bleichen Seen Bann
strömt Licht an den Türmen schweigend hinan –
schimmert auf und bricht zu den Zinnen sich Bahn –
zu Kuppeln – zu Spitzen – zu Kathedralen –
zu Tempeln – zu babylonischen Hallen –
zu schattiger langvergessner Lauben
gemeißeltem Efeu und steinernen Trauben –
zu manch und manch einem herrlichen Schrein,

dess' Friese verflechten zu inn'gem Verein
Violen mit Veilchen und wildem Wein.

Ergeben unter dem Himmel ruht
der schwermutsvollen Wasser Flut.
Und so verschmolzen sind Schatten und Bau,
dass alles wie schwebend erscheint im Grau
der Luft, indessen aus Höhen, umloht,
gigantisch niederblickt der Tod.

Die offenen Tempel, die klaffenden Gräfte,
sie gähnen hinaus auf die Wasserklüfte;
doch nicht die Demanten und reichen Juwelen,
die in jeglichen Götzenbilds Augenhöhlen –
die funkelnd und glitzernd die Toten zieren,
verlocken die Wasser, sich wogend zu rühren;
denn ach! kein Plätschern kräuselt bloss
jene weite Öde aus schwärzlichem Glas –
kein Schwellen kündet, dass Winde verkehren
mit weit entfernten glücklichern Meeren –
kein Heben erinnert, dass Wind einst war
auf Seen, die weniger gräulich klar.

Doch sieh! da regt es sich in der Luft!
Eine Welle – sie rinnt durch die finstere Schlufft!
Als würfen die Türme auf einmal beiseit'
In sachtem Sinken die stille Gezeit –
als hätten die Spitzen ganz sanft geblaut
einen Riss in die düstere Himmelshaut.
Die Wellen durchströmt jetzt ein roteres Glühen –
matt atmend die Stunden vorüberziehen –
und wenn nun, unter unirdischem Stöhnen
die Stadt versinkt in gurgelnden Kreisen,
dann erhebt sich die Hölle in mächtigem Dröhnen,
ihr Reverenz zu erweisen.

Lenore

Ah, eine goldene Schale brach! –
der Geist ist für immer entschwunden!
Lasst schlagen, ach! die Stunde der Schmach,
da der Styx dies Opfer gefunden: –
Hast, Guy de Vere, keine Träne du mehr?
– dein Blick ist ohne Flor!
Sieh! auf der Bahre, starr und hehr,
da liegt dein Lieb, Lenor!
Lass lesen für sie die Liturgie –
den Grabgesang ihr singen! –
der königlichsten Toten, die
so jung der Tod konnt' zwingen –
die doppelt tot, darum dass sie
so jung der Tod konnt' zwingen.

„Schurken! ihr liebtet nur ihren Besitz,
und verhasst war euch ihr Stolz;
und ihr segnetet, als sie dann traf der Blitz
der Krankheit, das Sargesholz: –
wie soll denn gelesen das Ritual –
das Requiem werden gesungen –
von euern Augen, so böse und kahl –
von euern verleumderischen Zungen,

die schuldig warn an der Unschuld Fall,
die der Tod, und so jung noch, bezwungen?“

Peccavimus; doch rase nicht so!
aber lass einen Sabbathsang
zu Gott hinaufgehen so feierlich,
dass der Toten nicht werde bang!
Die süße Lenor', mit ihr verlor
deine Hoffnung all ihre Schimmer;
du sehnst dich blind nach dem teuren Kind,
das deine Braut nun nimmer –
nach ihr, der Schönsten und Freundlichsten schier,
die getroffen von rohem Geschick
hier liegt, das Leben im gelben Haar,
doch nicht mehr im starren Blick –
das Leben so klar noch immer im Haar,
doch Tod auf ihrem Blick.

„Fort! – fort! zu Freunden von Feinden ist
der gekränkte Geist geschieden –
von der Hölle zu einem erhabenen Stand
hoch droben im Himmelsfrieden –
von Zagen und Klagen und goldenen Tagen
im ewigen Himmelsfrieden –
nein, lasst den Schall der Glocken all,
dass nicht verdüstert werde
die heitere Seel' vom Klang so scheel
aus der Höllentiefe der Erde!
Und ich – heut weicht der Schmerz mir leicht: –
kein Grablied will ich klagen –
es soll ihre Bahn ein beschwingter Pään
begleiten aus alten Tagen!“

Der See: Für —

Im Lenz der Jugend lief ich viel
zu eines Erdenfleckens Ziel,
dem meine ganze Lieb' ich weih't –
so lieblich war die Einsamkeit
des wilden Sees, den schwarzer Stein
und hohe Fichten schlossen ein.

Doch wenn die Nacht warf ihr Gewand
auf jenen Fleck wie alles Land
und der Wind strich lau vorbei,
mystisch murrnde Melodei,
dann – ah, dann – erblickt' ich jäh
den tiefsten Schrecken am einsamen See.

Doch nicht Furcht war dies Erblicken,
's war ein zitterndes Entzücken –
ein Fühlen, das zu schildern keine
Juwelenpracht mich könnt' berücken –
Auch Liebe nicht – und wär's die deine.

Tod war in der finstern Schlufft,
in giftgen Wellen eine Gruft
für den, dess' einsam Phantasiern
Trost empfing nach langem Irrn,
dess' öd verlassne Seele fand
ein Eden dort im düstern Land.

Romanze

Romanze, die's liebt, zu sinnen, zu singen
mit schläfrigem Haupt und gefalteten Schwingen
in grünen Blättern, die leise beben
am schattigen See, im Waldesweben, –
ein Papagei in buntem Kleid
war sie, vertraut mir allezeit –
lehrt' mich, mein Alphabet zu sagen,
mein erst' gelispelt Wort zu wagen,
da einst im wilden Wald so zag,
ein Kind – doch wissenden Aug's, ich lag.

Doch nun, da ewige Condor-Heere
von Jahren den Himmel selber in
aufdonnerndem Tumult durchziehn,
bleibt keine Zeit mir, und ich wehre
den Blicken, wolln sie müßig fliehn.
Und naht eine Stunde mit stillerer Schwinge,
dass schmeichelnd und weich sie den Geist mir bezwinge –
die kleine Zeit mit Leier und Reim
galant zu vertreiben – verbotene Dinge!
Mein Herz empfänd' es wie Schuld insgeheim,
erzittert' es nicht mit der Saiten Geklinge.

Die Schläferin

Um Mitternacht ist's, im Juni schwül,
da steh unterm mystischen Mond ich still.
Ein betäubendes Dunsten, in Tau gebannt,
haucht aus von seinem umgoldeten Rand,
und säntlich drüppelnd, Tropf um Tropfen;
hör' auf den Berg ich's niederklöpfen,
eh' schläfrig sich's und musikal
fort stiehlt ins Universumstal.
Rosmarin nickt bei der Grabesstelle;
die Lilie streckt sich auf träger Welle;
in dumpfen Nebeln, an morschen Wagen
verwitterten Ruinen, der Ruhe entgegen;
wie Lethe scheint der See zu ruhn,
scheint tief bewussten Schlaf zu tun –
nichts in der Welt erweckt' ihn nun.
All' Schönheit schläft! – und sieh! dort fand
Irene ihr Bett von Schicksals Hand!

O Herrin mein! kann richtig es sein –
des Nachts so offen das Fenster dein?
Die üppigen Lüfte – von Baumeswipfeln
sie lachend durchs Gewitterwerk niederdrüpfeln –
die körperlosen, ein Hexenhaut',
jagen zur Kammer hinein und hinauf
in den bebenden, ächzenden Baldachin
und wühlen so stoßend, so furchtbar darin
über dem stillen, geschlossenen Lid,
darunter im Schlaf deine Seele glüht,
dass nun an den Wänden in zuckendem Wallen
wie Geister die Schatten steigen und fallen!
O Herrin licht, du fürchtest dich nicht?

Du kamst gewiss aus fernen Räumen,
ein Wunder diesen Gartenbäumen!
Wie fremd deine Blässe! wie fremd dein Gewand!
wie fremd dein Haar, das ich nie so gekannt –
und die Weihestille, die alles hier bannt!

Sie schläft! Oh, möge ihr Schlummer sein,
wie dauernd, gleichso tief und rein!
Auch hülle der Himmel behütend sie ein!
Und würde die Kammer zu heilgeren Stätte
und schwermutsvoller dies enge Bette,
ich flehe zu Gott, nie mög' es geschehn,
dass ihre Augen sich öffnen und sehn
all die bleichen Gespenster vorüberwehn!

Meine Liebe, sie schläft! Oh, möge so rein
und tief, wie er dauernd, ihr Schlummer sein!
Behutsam nahe der Wurm ihrem Schrein!
In ferner, düsterer Waldeskluft,
da tue sich auf für sie eine Gruft –
eine Gruft, die oft schon die schwarzen Paneele
geschlossen hinter manch armer Seele,
in kreischendem Hohn auf die Trauer bleiern
der großen Familienleichenfeiern –

ein Grabgewölbe, entlegen, allein,
gegen dessen Portal sie als Kindlein klein
geschleudert so manch einen müßigen Stein –
ein Grab, hinter dessen hohl dröhnendem Tor
sie nie mehr ein Echo nun lockt hervor –
noch den Schaudergedanken, den oft sie gewagt:
es sei das Tote, das drinnen geklagt.